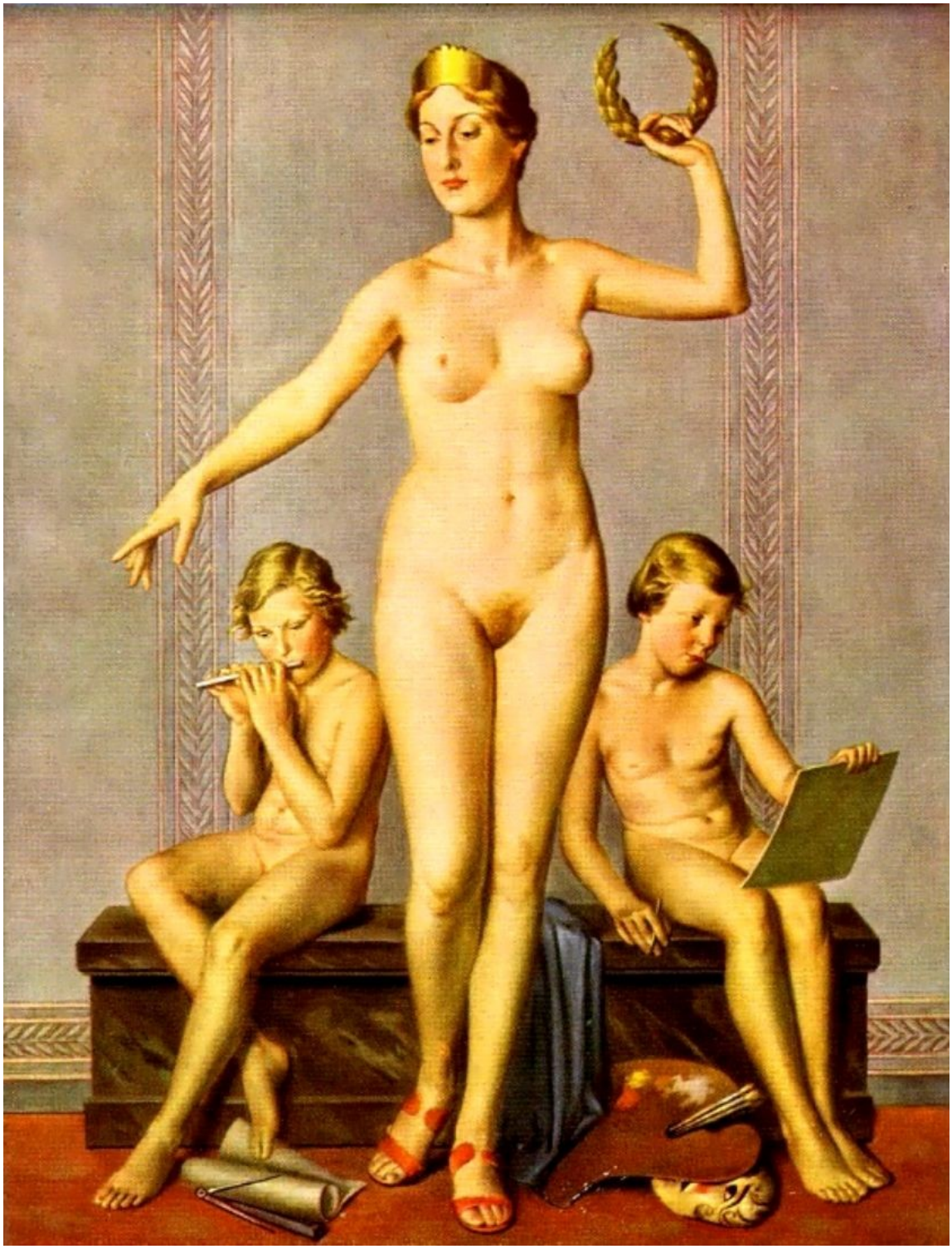
Published 21. November 2016 by Kunstdirektor

Germanische Gesittung und Lebenshaltung

Das Wissen von der Heiligkeit des Blutes

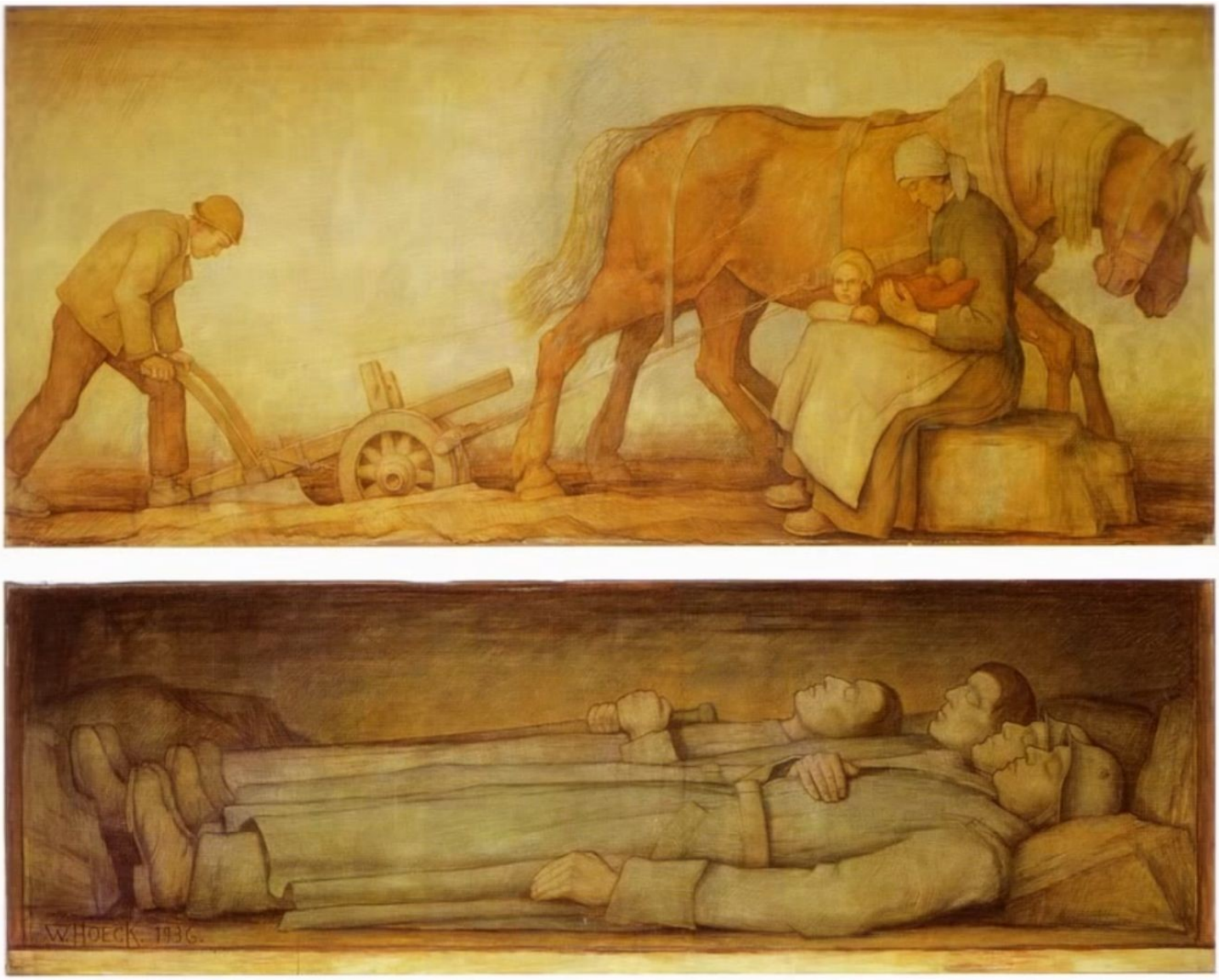


die einzelnen Kapitel und Zugaben

- Zucht ist angewandtes Wissen von der Vererbung
- Im Muttertum liegt die höchste Ehre der Frau
- Ehre ist das gemeinsame Ideal von Frau und Mann
- Die Ehre der germanischen Frau
- Ebenbürtigkeit in der germanischen Ehe

themenübergreifende *Ergänzungen*

- Voraussetzung zum Kind
- Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums



Zucht ist angewandtes Wissen von der Vererbung

Nachdem wir in diesem Jahrhundert gelernt haben, daß es eine Vererbung der menschlichen Eigenschaften gibt, ist es eine Folgerung des gesunden Menschenverstandes, sich auch den Gesetzen der Zucht zu unterwerfen.
Mag es vor einem Vierteljahrhundert, ja, bis in unsere Zeit hinein noch einen entwertenden Beigeschmack gehabt haben, Gedanken der Zucht auf den Menschen übertragen zu wollen, so zwingen uns heute die neuen Erkenntnisse von der Vererbung und damit unser Wissen von der Heiligkeit unseres Blutes dazu, die Zucht zur Grundlage staatlicher Vernunft zu erheben.
Zucht als angewandtes Wissen von der Vererbung muß zum Hochziel strebenden Menschentums werden: Das ist die Aufgabe unserer Zeit.

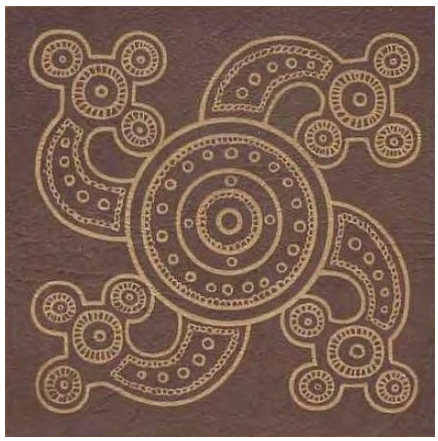
Wenn Nietzsche ahnend forderte:

'Nicht fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf',

so wird nunmehr seine seherische Hoffnung für uns eine wissende und damit verpflichtende Haltung gegenüber unserem Volk und unserem Blute.
Man kann geradezu voraussagen, daß das XX. Jahrhundert nicht das Jahrhundert der Technik sein wird. Sondern der Blutsgedanke und das Wissen von der Vererbung werden zum tragenden Gedanken unseres Jahrhunderts werden und werden schließlich sein Gesicht zeichnen.
In der Forderung nach einer ahnenverantworteten Zucht und ihrer Bejahung innerhalb unseres Volkes wird dieses Jahrhundert seinen geprägten Ausdruck finden.

Es ist von der Vorsehung so bestimmt, daß der Same des Mannes im Schoße des Weibes zum Keime werde, aus welchem die Frucht sich entfalte, und ein neuer Mensch schließlich entsteht.
Im ewigen Kreislauf des Seins vollzieht sich dieses Gesetz zur Erhaltung der Art.

Das Weib ist wie der Acker, der den Sämann braucht, um Korn wachsen lassen zu können.
Und wie der Acker die Güte der Frucht bedingt, bedingt die Frau den Wert des Kindes.
Gewiß, auch ein guter Acker versagt, wenn er schlecht gepflegt wird oder schlechte Saat erhält; aber sicher ist auch, daß die beste Saat nichts nutzt, wenn der Acker nichts taugt.
Man kann auch ein anderes Gleichnis wählen: Wie ein guter oder schlechter Spiegel das Bild gut oder schlecht wiedergeben kann, so bestimmt das Blut der Mutter das Wesen des Kindes.
Das Blut der Mutter bestimmt, wie der Vater sich in seinem Sohn wiederfindet.
Wo das Blut der Mutter gut ist, wird der Vater sein Wesen wiederfinden oder gar gesteigert wiederfinden; wo das Blut der Mutter unterwertig, krank oder faulig war, wird der Sohn den Vater nicht erreichen oder gar ihm Schande bereiten.



Weil das alles aber so ist, muß uns das Weib guter Art, das gesunde Mädchen wertvollen Blutes wieder das werden, was es unseren Vorfahren schon war: heilig!
Das Wort '*heilig*' sagt, daß es uns '*Heil*' bringen soll: wie uns '*mächtig*' die '*Macht*' und '*zornig*' den '*Zorn*' bringt.
Das gutgeartete, gesunde Mädchen unseres Blutes soll uns wieder '*Heil*' bringen.
In ihr wollen wir den schönsten, weil zukunftsträchtigsten Ausdruck unserer eigenen Art verehren.
Wer sich verantwortungslos an ihr vergreift, ist ein Volksschädling: Dies muß auch zum neuen Gesetz einer neuen Zeit erhoben werden.

Das alles sind völlig neue Gesichtspunkte, die eine Neuordnung unseres Denkens in weitestem Umfange erfordern.

Ein Beispiel: Auf das letzte durchdacht, ist dann die gesunde Schönheit des artgemäßen Weibes unseres Blutes nicht mehr nur eine Frage des Kunstgeschmackes oder ichbezüglichen Kunstgenusses, sondern wird zum Ausdruck unserer im Blute verankerten heiligsten Güter.
Schönheit als Ausdruck der Art ist damit eine Aufgabe und eine Verpflichtung zugleich.
Die Erziehung des Volksgenossen zum Erkennen der artgemäßen Schönheit und ihre Anerkennung an sich wird damit zu einer edlen Aufgabe des Staates, die um so umfassender ist, je eindeutiger sich der Staat zum Blute seines Volkes bekennt.

Wir wollen nicht mißverstanden werden: Wir leugnen nicht die Seele, wenn wir die artgemäße Schönheit unserer Art als volksverpflichtende Frage des Blutes bejahen.
Wir glauben nur, daß die Seele ebenso der Artbedingtheit unterworfen ist wie der Leib.
Denn wie ließe es sich sonst erklären, daß es Feiglinge und Helden, vaterlandslose Gesellen und pflichtbewußte Landesverteidiger gibt!
Erst aus dem Zusammenklang von Leib und Seele entsteht das Bewußtsein als Anfang und Grundlage des menschlichen Verstandes und der gestaltenden Vernunft.
Aus dem Bewußtsein heraus gestaltet erst der Mensch die ihn umgebende Welt zu jener Ordnung, welche ihm seine innere Stimme befiehlt und die daher zweifellos seelischen Ursprungs ist.

Wir leugnen daher nicht die Seele, wenn wir den Leib bejahen.
Wir teilen nur beiden, dem Leibe sowohl wie der Seele, den entsprechenden Anteil am Zustandekommen des vollkommenen Menschen seiner Art zu.
Eine edle Seele mag einen unedlen Körper durchleuchten und verklären, ein edler Leib ohne edle Seele mag peinlich wirken: jenes mag erfreuen, dieses beleidigen.
Solche Feststellungen mögen in der Bewertung menschlicher Einzelschicksale eine große Rolle spielen, ja, sie vermögen hier oft von entscheidender Bedeutung bei der Bewertung eines Menschen zu sein.
Trotzdem enthebt uns dies nicht der Aufgabe, in den Fragen der Art, d.h. in Fragen des Blutes, Leib und Seele zu berücksichtigen und zu werten.
Und damit wird bei aller Bejahung der Seele die Vollkommenheit des Leibes, wenn sie Ausdruck artgemäßer und artgerechter Schönheit ist, zum verpflichtenden Grundgedanken einer ahnenverantworteten Zuchtaufgabe an unserem Blute.

Wir sagten schon oben, daß es von der Vorsehung so bestimmt ist: Der Mann pflanzt sich nur durch das Weib fort.
Das Weib ist also entscheidend für die erbwertliche Vollkommenheitsstufe der von ihm geborenen Kinder.
Wie die Gleisweiche die Richtung der Schienen bestimmt, auf denen der Zug hinfahren kann, bestimmt das Blut des Weibes den Erbwert und damit die Entwicklungsmöglichkeiten seiner Kinder.
Das Weib ist Erhalter, Mehrer und Heger unseres Blutes ebenso, wie es durch sein Blut die Entwicklungsrichtung eines Geschlechtes zu dessen Unheil zu bestimmen vermag, mindestens die Entwicklungsmöglichkeiten eines Geschlechtes einzuengen vermag.

Es ist ein Grundgesetz des Lebens, daß der Mann sich durch Leistung, die seiner angeborenen Art entspricht, ausweise, um vor seiner Art bestehen zu können.
Das Artgesetz des Mannes im Lebenskämpfe heißt Leistung: und zwar nicht Leistung schlechthin, sondern Leistung für sein Blut und für sein Volk.
Beim Manne wirkt es immer lächerlich, wenn er sich auf Vorfahren beruft, ohne sich auch gleichzeitig dieser Vorfahren durch eigene Leistungen gleichwertig zu zeigen.
Vorfahren sind immer nur ein Ausweis auf Leistungen, niemals ein Beweis für Leistungen.
Erst die artgemäße Leistung beweist den Mann.
Edles Wesen und edle Gestalt, auch edle Vorfahren mögen beim Manne Hoffnungen erwecken, aber Beweis seines Wesens bleibt stets nur seine artgerechte Leistung.
In diesem Gedanken wurzelte ursprünglich der Sinn des Ritterschlages, welcher den zum Ritter Geborenen erst auf Grund ritterlicher Leistungen unter die Edlen aufnahm; auf solche Überlegungen ging auch die mittelalterliche Meisterprüfung im Handwerk zurück, welche den Gesellen erst nach handwerklicher und seelischer Erprobung unter die Meister aufnahm.
Im Offizierkorps unseres Heeres haben sich die Grundsätze noch heute lebendig erhalten.

Des Weibes Leistung für ihr Volk und ihre Art sind ihre Kinder.

Wenn nicht besondere Umstände Kinderlosigkeit bedingen, gilt dieser Grundsatz.
Kinder sind aber an Voraussetzungen geknüpft, welche ein reifgewordenes Mädchen erst als Frau und Mutter unter Beweis stellen kann, nicht aber als Jungfrau.
Des Weibes edelste Leistung, das Kind, ist also vor der Ehe oder überhaupt vor jeder Gattenwahl nur schwer oder vielmehr gar nicht zu erproben, da man bestenfalls die eingetretene Schwangerschaft feststellen wird, aber damit über das zu erwartende Kind noch nichts weiß.
Der Wert eines Mädchens als Mutter ist für einen Mann zunächst unmittelbar nicht feststellbar.
Der Mann muß von mittelbaren Überlegungen ausgehen, um zu einer Bewertung zu kommen.
Schönheit und Anmut, Gesundheit und Blutsadel sind z.B. beim jungen Mädchen unserer Art Leistungsmerkmale, an die sich ein Mann halten kann, wenn er sich ein Bild von der zukünftigen Mutter seiner vor seinen Ahnen zu verantwortenden Kinder machen will.
Das Wissen von den leiblichen und seelischen Werten eines jungen Mädchens ist daher beim Manne eine der wesentlichsten Voraussetzungen, um den Fragen der Fortpflanzung seines Blutes und damit den Fragen der Aufartung unseres Volkes nicht blöde gegenüberzustehen.

Der artgerechte Mann unseres Volkes, der Kinder will, wird zukünftig geschult sein müssen, das Auslesevorbild des Weibes seiner Art erkennen und beurteilen zu können.

Diese Feststellung bedeutet grundsätzlich auch ein Bekenntnis zum Leibe als dem artgemäßen Ausdruck unseres Blutes.
Hier wird die Neuordnung unseres Denkens vom Blutsgedanken her sehr weittragende Folgen haben, wenn wir nicht im Bereich rein geistiger Auseinandersetzungen steckenbleiben wollen.
Wir dienen nicht den Lebensgesetzlichkeiten unseres Blutes, wenn wir unsere Erkenntnisse hierüber, statt sie in die Wirklichkeit unserer Umwelt so einzugliedern und einzuordnen, daß sie fruchtbar für uns werden, immer nur geistig von Papier zu Papier erörtern.
Die Erkenntnis vom Gesetz des Blutes zwingt uns dazu, den Leib als Ausdruck unserer Art anzuerkennen.
Wenn man dies nicht tut, oder nicht zu tun vermag, oder zu tun zu feige ist, bleibt alles Gerede vom Blute letzten Endes nur eine Halbheit.
Das Rechte wissen und nicht tun, ist Feigheit oder Minderwertigkeit.

Das Bekenntnis zum Leibe schließt den Leib als Ganzes ein.
Den sichtbaren Teil des Leibes im Spiele modischer Enthüllungen oder Verhüllungen zu bejahen, ist noch kein Bekenntnis zum Leibe.
Auch darüber werde man sich ganz klar.
Der Leib als Ganzes ist uns von Gott gegeben, durchaus nicht nur das, was die Launen der Moden zu zeigen gestatten.

Es kommt darauf an, den Leib wieder einzubeziehen in die Ordnung unseres Daseins, insbesondere unseres täglichen Lebens.
Das bedeutet, auf das letzte durchdacht, die Nacktheit grundsätzlich zu bejahen.

Es bedeutet aber nicht, die Nacktheit um ihrer selbst willen zu bejahen, sondern es bedeutet, die Nacktheit um der Bedeutung des Blutes willen zu bejahen und damit dieses Blut lebendige Wirklichkeit werden zu lassen.
So gesehen, wird das Ganze dann zu einer Frage der inneren Haltung gegenüber der Nacktheit, ist damit aber noch lange keine Angelegenheit von Handlungen auf dem Gebiet der Nacktheit.
Letztes ist eine Frage des Taktes und der Schicklichkeit und gehört nicht in den Rahmen dieser Betrachtungen hinein.

Aber diese innere Entscheidung in dieser Frage ist notwendig, weil die Lebensgesetze des Blutes keine Halbheiten dulden und eine klare Stellungnahme erfordern.
Sicher ist nur, daß alles Unsinn ist, was die Nacktheit einfach mit Unsittlichkeit gleichsetzt.

Unsere Vorfahren waren ein leibesbejahendes Volk, das in diesen Fragen unverbildet dachte.
Diese Haltung war keine barbarische Primitivität, wie man es so gern hinstellt.
Die Sitte der unbefangenen Leibesbejahung unserer Vorfahren hat sich in Deutschland bis zum Dreißigjährigen Krieg und in Schweden und Finnland bis in unsere Zeit hinein erhalten.
Wir sind in dieser Beziehung über die Verhältnisse bei unseren germanischen Vorfahren sehr genau unterrichtet.
So sagen z.B.:

Tacitus (20):

> *'Durchweg im Haufe nackt wächst die Jugend heran zu dem Gliederbau, zu der Leibesgestalt, die wir anstaunen'.*

Cäsar (Gallischer Krieg, VI. Buch):

> *'Von Kindheit auf streben sie nach Übung und Abhärtung. Wer sich am längsten des Geschlechtsverkehrs enthält, erntet das größte Lob; das erhöht den Wuchs, glauben sie, mehre die Kraft und stärke die Sehnen. Vor dem zwanzigsten Jahre Umgang mit einem Weibe gehabt zu haben, gehört zu den schimpflichsten Vorwürfen; und doch herrscht keine Heimlichtuerei in diesen Dingen, da sie gemeinsam in den Flüssen baden und sich so kleiden, daß ein großer Teil des Leibes nackt bleibt'.*

Erst die Kirche hat in dieser Frage verfemend eingegriffen, doch ist sie mit ihrer Auffassung niemals restlos durchgedrungen.
Die Kirchenväter stellen z.B. dem gemeinsamen Baden der Geschlechter gegenüber den Jungfrauen fest:

> *'daß diese ihre der Schamhaftigkeit und Züchtigkeit geweihten Körper den nach Wollust gierigen Augen zur Schau stellen'.*

Aber nur sehr, sehr langsam vermochte eine solche, völlig ungermanische Auffassung innerhalb unseres Volkes Fuß zu fassen.

Der Schlüssel zum Verständnis dieses Gegensatzes der Auffassungen in der Geschichte unseres Volkes ist wohl nur darin zu finden, daß den Germanen die Erziehung ihrer Jugend zur Unbefangenheit in allen Fragen des Leibes ein Mittel zur Gesunderhaltung ihrer Art und ihres Blutes bedeutete, während die

Kirche, weil sie vielleicht die Tatsache der unterschiedlichen Wertigkeit des Blutes mit den Voraussetzungen ihrer Lehre von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, nicht in Einklang brachte, den Leib verfemte und so den Weg frei machte, nur noch die Seele zum Wertinhalt ihrer Lehre zu machen.
Vielleicht ist es auch nur die einseitige Bejahung der Seelen gewesen, welche kirchliche Kreise zu der Einstellung kommen ließ, den Leib und insbesondere alles, was man an diesem mit Gustav Frenssen das '*Quellgebiet des Lebens*' nennen könnte, nur noch als Gefäß des Triebhaften gelten zu lassen und damit als Sünde abzulehnen.
Jedenfalls kam es schließlich dahin, daß schöne und gutgeartete Mädchen geradezu zum Ziele und zum Freiwild für die Verfolgungswut fanatisierter Menschen werden konnten.
Die Schönheit wurde zum Fluch.
In der grauenhaftesten Zeit der deutschen Geschichte, in der Zeit der geistigen Seuche der massenhaften Hexenverfolgungen, verröchelten hunderte, ja, tausende deutscher Mädchen unter Hohn und Martern ihr Leben, statt ihrem Volke als Mutter seine Lebenskraft zu erhalten.
Diese Hexenverfolgungen gehen ohne Zweifel zu Lasten der Diener der Kirchen, aber es ist sehr zweifelhaft, ob sie auch zu Lasten der Lehren der Kirche gehen.
Kein Zweifel ist heute aber mehr möglich, daß Ursache und Vollstreckung dieses Irrsinns weitestgehend zu Lasten desjenigen Volkes gehen, das Jahwe anbetet und nicht unseren Gott, und welches mit diesen Hexenverfolgungen eine zielbewußte Gegenauslese in unserem Blute durchgeführt hat.

In ihrer Auswirkung ebenso schlimm war während der letzten hundert Jahre hindurch auch eine andere Vergeudung wertvoller Erbströme unseres Blutes: die jüdische Entweihung der deutschen Frau.
Hatte die Kirche durch die Hexenverfolgungen massenhaft wertvollstes Blut seiner natürlichen Bestimmung entzogen, so war dieser Weg des Judentums im XIX. Jahrhundert, insbesondere in der unmittelbar hinter uns liegenden Zeit, zwar unblutiger, aber in seiner Auswirkung auf unsere Volkskraft durchaus nicht weniger wirksam.
Die jüdische Entweihung der deutschen Frau entspricht den kirchlichen Hexenverfolgungen; beides hat einen gemeinsamen geistigen Vater: Jahwe!

Es ist wohl kein Zweifel, daß das, was uns Tacitus und Cäsar von unseren Vorfahren berichten und wir oben anführten, die Grundlagen jener unbändigen germanischen Volkskraft mitschaffen half, welche das letzte Jahrtausend der deutschen Geschichte getragen haben, und von der wir noch heute zehren.
Denn was wir noch sind und leisten, verdanken wir nur dem germanischen Blutsanteil in uns.
Wir haben allen Grund, zu ähnlichen Auffassungen der Sittlichkeit unserer germanischen Vorfahren zurückzukehren, wie sie uns überliefert worden sind, nachdem uns unser Jahrhundert wieder den Wert und die Bedeutung des Blutes hat erkennen lassen.

Welcher Weg hierbei einzuschlagen ist, braucht hier nicht erörtert zu werden und ist auch belanglos, da ihn das Taktgefühl und das Schicklichkeitsgefühl unseres Volkes schon finden wird, wenn es überhaupt erst einmal erkannt hat, daß auch dies eine Aufgabe ist, die es einmal irgendwie meistern muß.

Wir kommen zum Schluß!
Unser Jahrhundert hat uns das Tor weit geöffnet, um ein neues Gebiet mit neuen Erkenntnissen zu erblicken.

Weitestgehend unerschlossen liegt dieses Gebiet noch vor uns.
Und mehr ahnend als wissend fühlen wir die neuen und großen Aufgaben auf uns zukommen, die das Wissen von der Erblichkeit des Blutes uns vermittelt.

Diese Aufgaben wollen gemeistert sein und werden gemeistert werden müssen.
Deutsche Menschen haben das Licht von der Erkenntnis der Vererbung an der Schwelle unseres Jahrhunderts wieder entzündet.
Deutschland ist als Schauplatz dieser Erkenntnis vom Schicksal ausersehen worden.
Das Deutsche Volk wird sich somit seiner Aufgabe nicht entziehen können, auf diesem Wege der Erkenntnis weiterzuschreiten und das Licht vom Bewußtsein der Heiligkeit des Blutes zu bewahren und hell unter den Völkern der Welt leuchten zu lassen.

Die Bejahung der Lebensgesetze unseres Blutes, die Verehrung der Ahnen, welchen wir unser Blut verdanken, und die in ahnenverantworteter Zucht geborenen Kinder aus unserem Blut sind die neuen Tafeln zu einem neuen deutschen Zeitalter.
Am Ende dieses Weges, den wir Deutsche an der Schwelle dieses Jahrhunderts beschriften haben, wird sein der edle Mensch von deutscher Art.

Vor uns steht die Aufgabe, das neuzeitliche Leben unserer Städte und unsere Technik in Einklang zu bringen mit den Lebensgesetzen unseres Blutes.
Blut ohne Boden verfließt.
Das wissen wir.
Wir wissen auch, daß Blut ohne Zucht und Ahnenverantwortung keinen Bestand hat.
Für uns Deutsche gilt das Gesetz, daß Blut ohne Boden sich auf die Dauer nicht lebendig zu erhalten vermag.
Wir dürfen unser Blut nicht in einer Großstadtzivilisation versickern lassen.
Nicht gegen die Stadt wendet sich unsere Losung, sondern wir versuchen ihren Einbau in die lebensgesetzliche Ordnung unseres Volkstums und die Überwindung ihrer für unser Blut tödlichen Eigenschaften.
Blut und Boden werden dann auch wieder die tragenden Säulen einer lebensgesetzlichen Wirklichkeit unseres Volkes werden, welche die Geschlechter unseres Volkes in die Ewigkeit hinein lebendig erhalten.

Den prahlerischen Ideen des Jahres 1789, den freimaurerischen Ideen von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, die den Verbrecher wie den Edlen werten, und ihrer lebensentfremdenden, die Heiligkeit des Blutes veruntreuenden Vergottung der Vernunft setzen wir entgegen das Gesetz unseres Blutes.
Auf der Grundlage unseres von unseren Ahnen überkommenen Blutes begreifen wir zukünftig unser Volk.
Wir gliedern dieses Volk nach der Leistung des einzelnen Volksgenossen auf und geben ihm damit eine gerechte und lebensgesetzliche Ordnung.
Im Reichsgedanken lassen wir unser Volk als Ganzes sich begreifen und bringen es als Reich zu seiner staatlichen Auswirkung.
So kommen wir vom Blutsgedanken her zur Umwertung aller Werte, ein Vorgang, welcher uns aber die neue Erkenntnis vom Wert und Wesen des deutschen Menschen schenkt und damit aber auch wieder die neue Grundlage schafft, durch diesen deutschen Menschen eine neue Blüte deutscher Art und deutscher Kultur erstehen zu lassen.

Hier wird ersichtlich, daß der Blutsgedanke als solcher der tragende Gedanke des XX. Jahrhunderts werden wird und alle Probleme des XX. Jahrhunderts nur gemessen werden können an ihrer Beziehung zum Blutsgedanken.
Die Sieger in dieser geistigen Auseinandersetzung des XX. Jahrhunderts werden nicht diejenigen sein, die aus Alltagsbequemlichkeit heraus zu taktischen Kompromißlösungen in den Fragen des Blutsgedankens neigen, sondern diejenigen, die den Mut haben werden, den Blutsgedanken bis in die letzten Folgerungen hinein zu durchdenken und zu bejahen.

Am Anfang allen Geschehens steht stets der Wille.
Wenn wir uns nur erst einmal zu unserem Blute und zu seinen Lebensgesetzen rückhaltlos und bedingungslos bekennen wollen, dann werden auch bald die Mittel und Wege gefunden werden, welche notwendig sind, um unser Blut in die Zukunft hinein lebendig zu erhalten.
Wir haben unser Jahrhundert zu bejahen und zu meistern:

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!

Im Muttertum liegt die höchste Ehre der Frau

Natürlich wird auch in Germanien Keuschheit gefordert; aber erstens hat diese Forderung für beide Geschlechter Geltung, und zweitens ist ihre Begründung eine wesensandere als die der orientalischen Lebensgebote.

> *'Vor Ablauf des zwanzigsten Jahres mit einer Frau Verkehr gehabt zu haben, halten sie für äußerst schimpflich'.*

> *'Diejenigen, die am längsten keusch geblieben sind, ernten bei den Ihrigen das höchste Lob; sie meinen, daß hierdurch die Leibesgröße gefördert und Kräfte und Sehnen gefestigt würden'.*

Aus Cäsars Worten geht hervor, daß nicht etwa uns einer seltsamen Wertung des Natürlichen als Sünde, nicht uns Ängstlichkeit vor Verstrickung sexuelle Ausschweifungen deren Gefahr für die orientalische Mentalität um ein Bedeutendes größer ist als für das kühlere Blut des Nordens – der Norden in der Keuschheit sich einen Lobenswert gesetzt hat: und ferner geht daraus hervor, daß er sie nicht mit der Idee der Ehre verwechselt.

Die Verletzung der Keuschheit bis zu einem bestimmten Alter oder, noch deutlicher gesagt, der geschlechtliche Verkehr in zu früher Jugend gilt in Germanien als leibliche und seelische Gefährdung des Menschen.
Sie bedeutet eine Trübung des Vollkommenheitsideals vom Menschen und eine Bedrohung anderer germanischer Lebensgrundsätze.
Hinter der Forderung der geschlechtlichen Unberührtheit des körperlich und geistig unreifen jungen Menschen steht der Wille, Reinheit und Kraft des Blutes nicht zu gefährden einerseits, andererseits der allgemeine sittliche Grundsatz der Selbstzucht, der für das ganze Leben des Germanen gilt.

Aus Verantwortung dem Blute gegenüber, das man in gleichwertiger Kraft dem Nachfahren zu geben hat, und aus Verantwortung vor dem eigenen Ich, dem Persönlichkeitswert, der von persönlicher Würde und Selbstachtung getragen wird, wird in Germanien Keuschheit vom unreifen Menschen verlangt.
Ist dagegen der germanische Mensch an Leib und Seele zum vollen Menschen gereift, so ist es für ihn selbst verständlich, nicht dem Gesetz der Schöpfung und den Anlagen, die die Natur ihm gab, durch eigene krankhaft verzerrte Sinnsetzung zuwiderzuhandeln, indem er ihre Fruchtbarkeit und ihren ewigen Erneuerungswillen durch eine noch länger behauptete Keuschheit unterbindet.
Nicht gegen die Natur und gegen ihre Gesetze lebt der Germane, sondern mit ihr.

Er läßt die Gaben, mit denen sie ihn bedachte, nicht aus einer menschlich vermessenen Entwertung heruas verkümmern, sondern er erblickt in ihrer Entfaltung erst die volle Erfüllung den Menschen, den die Natur zum Mann oder zum Weibe bestimmte, nicht aber zum geschlechtslosen Neutrum.
Daher muß die Forderung einer übertrieben ausgedehnten Keuschheit, die Erklärung des enthaltsamen und zölibatären Lebens als dem eines höheren Menschentums in Germanien zunächst vollkommener Verständnislosigkeit begegnen, ja, muß sogar als Widerstand und Versündigung am ewigen Lebensgesetz selbst empfunden werden.
Keuscheit ist also nur eine bedingte Forderung der Lebenshaltung für germanischen Menschen kein absoluter sittlicher Wert, der uneingeschränkt über der ganzen Lebensführung des Menschen steht.
Jungfrau und Mönch sind nicht germanische Vorbilder, sind nicht höherwertige Menschen, sondern, da sie die ihnen gegebenen Kräfte nicht voll entwickelt haben, eher das Gegenteil.

Diese Auffassung von dem bedingten, nur dem unreifen Menschen verpflichtenden Wert der Keuscheheit gilt in Germanien für den Mann und für die Frau.
Daß die Jungfräulichkeit die Unberührtheit der Frau durchaus nicht bestimmend ist, ja, gar nicht in Erwägung gezogen wird bei der Wertung der freien Germanin beweisen am schlagendsten die Bestimmungen über Beischlaf- und Totschlagsbußen für Frauen.
Das schwäbische Volksrecht bestimmt, daß der Beischlaf mit einer verheirateten (mulier) doppelt so hoch zu büßen ist wie der mit einer Jungfrau (virgo), also nicht die Jungfräulichkeit, Keuschheit und Unberührtheit setzen den Wert bzw. die Wertverletzung fest.
Die salischen, ripwarischen und thüringschen Rechtsbücher bestimmen als Totschlagsbuße einer gebärfähigen Frau oder einer, die bereits zu gebären begonnen hat, das Dreifache von der einer noch nicht gebärfähigen Jungfrau.

Gerade diese Rechtsätze, bei denen ja der Unterschied zwischen der Jungfrau und dem Weibe (virgo und mulier) zur Sprache kommt, machen so recht deutlich, daß der Begriff der Keuschheit bei der

Wertsetzung der Frau auch nicht im geringsten ausschlaggebend ist, daß man an ihn überhaupt nicht einmal denkt, denn die Tötung einer Frau wird als dreimal so schwerer Verlust gewertet wie die einer Jungfrau!
Nicht die Keuschheit, sondern der biologische Wert der Frau, der im Gegenteil von der Aufgabe der Jungfräulichkeit zur Erfüllung der Mutterschaft abhängig gemacht ist, sind entscheidend für die Bewertung der Frau.
Deutlicher kann die germanische Anschauung über den nur bedingten Wert der Keuschheit nicht gemacht werden als hier.
Der gebärenden Frau, der Mutter, deren Empfängnis niemals eine Befleckung sein kann, kommt zunächst der höhere Wert in Germanien zu, da sie das Lebensgesetz für sich und ihr Volk erfüllt.
Der persönliche Wert der Frau aber hängt, wie betont wurde, von ihren Anlagen, Leistungen und ihrem Charakter ab, von Seele und Herz, Geist und Gemüt.

Woher kommt nun diese Wertung der Keuschheit als sittlicher Begriff?
Wie konnte die Unberührtheit in der Moralauffassung sogar eine Gleichsetzung mit '*Frauenehre*' erlangen?

Wir erinnern uns, daß germanische Frauenideale, '*germanische Heilige*' immer Mütter, Urmütter waren (Frigg, Frau Holle, Hulda), daß nach germanischem Empfinden die Empfängnis kein Makel, keine Befleckung und Entwertung war, eher hingegen eine solche Deutung als Beleidigung der germanischen Mütter empfunden worden wäre.
Wir erleben in den Sagas hundertfach, daß Witwen ebenso begehrt wie junge Mädchen sind und daß kein Germane je auf den Gedanken kommt, eine Witwe habe geringeren Wert, da sie nicht mehr unberührt ist.

Jüdisch-orientalischem Geist dagegen scheint die Jungfrau begehrenswerter als die Frau; mit Absicht ist hier das Wort '*begehrenswert*' gewählt, denn es handelt sich bei der höheren Bewertung der Jungfrau nach orientalischem Empfinden ursprünglich wohl kaum um eine sittliche Wertung der Keuschheit.
Wenn das heilige Buch des Islams, der Koran, den rechtgläubigen Muselmännern immer wieder als Belohnung in den paradiesischen Gärten '*Jungfrauen, die noch kein Mensch und kein Geist vor ihnen berührt hat*' zu ihrem Genuß verspricht, so geht daraus hervor, daß die Keuschheit der Frauen für den Orientalen tatsächlich einen besonderen Wert haben muß, da sie ihm gewissermaßen ja als Belohnung und Freude des Paradieses vorgehalten wird.

Nur kann die Jungfräulichkeit, die Unberührtheit unmöglich ein sittlicher Wert, sondern muß ein sinnlicher in den '*Wonnegärten Edens*' gewesen sein; denn die Keuschheit der Frau hat ja nur den einen Sinn, daß sie dem Manne versprochen wird, der sie in jenem höchsten Freudeleben des Jenseits zerstört.
Der Besitz der '*schwarzäugigen Jungfrauen, wie Perlen in der Muschel*', der Gotteslohn der Gläubigen im Paradies, spricht ganz eindeutig davon, daß die Keuschheit der orientalischen Frau nur für einen größeren Genuß des Mannes gefordert wird.

Damit haben wir gefunden, was der weißen Rasse die Unberührtheit der Frau eine so augenfällige Rolle spielt und was hinter der Forderung der Keuschheit eigentlich steckt.

Der Germane allerdings wäre kaum auf die Vorstellung einer jungfräulichen Mutter gekommen und hätte in ihr auch keinen höheren Wert erkennen können.

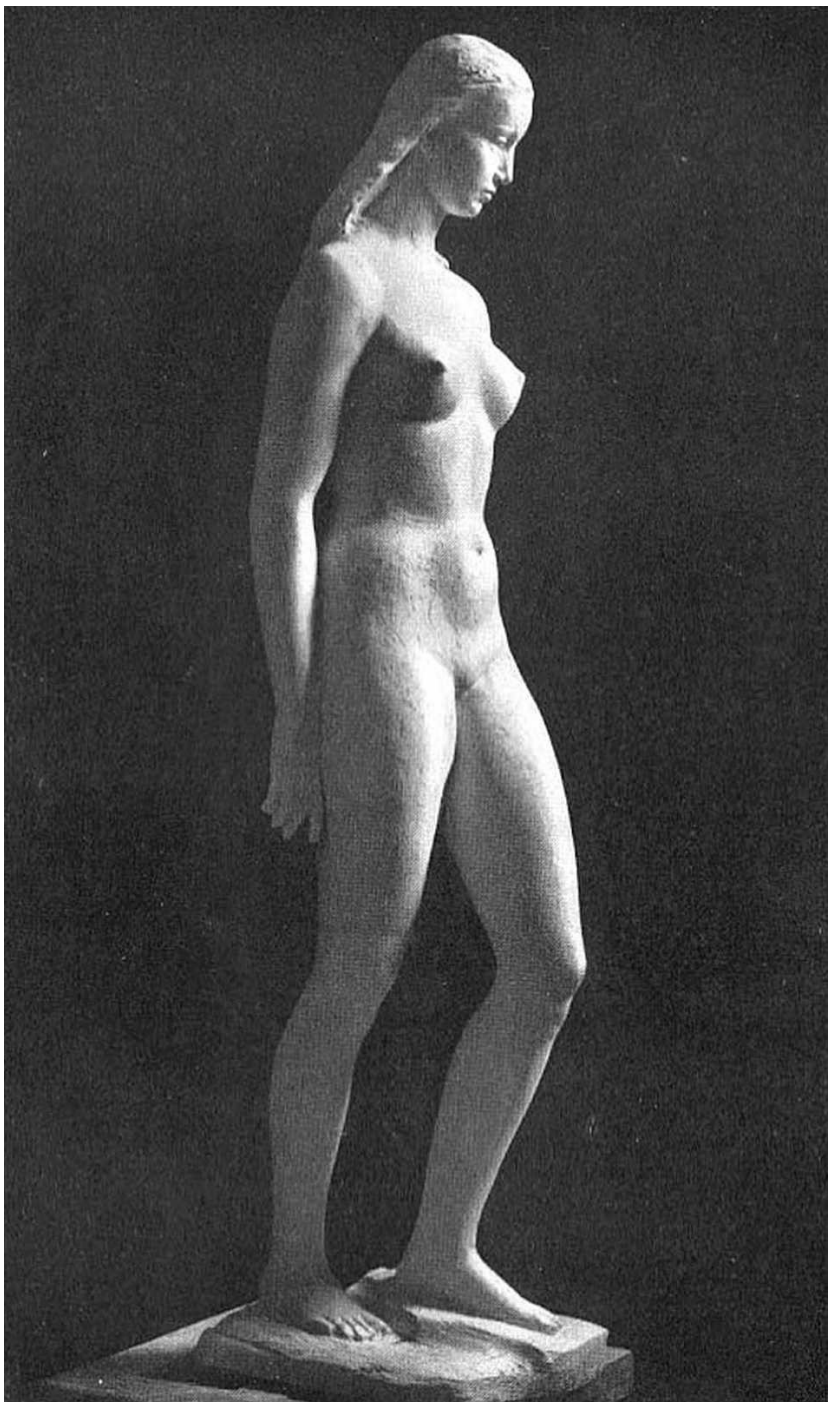
Seine Göttinnen und die ihm lieben und hoben Frauen tragen mütterliche Züge und sind Mütter, Mütterlichkeit gerade erhöht sie.
Wenn nun im Zuge einer eindringenden fremden Wertung die jungfräuliche Gottesmutter die mütterlichen Gottheiten Germaniens verdrängte, die Nonne über die germanische Sippenmutter gestellt und die Höherbewertung der Jungfräulichkeit als der Mütterlichkeit und Mutterschaft so lange dem germanischen Menschen eingehämmert wird, bis er sie in sein Gesittungsbild aufnimmt, so dürfen wir daran die ganze Tiefe des gewaltsamen Umbruchs germanischer Weltanschauung und die gewaltige Erschütterung des sicheren germanischen Lebensgefühls ermessen.
Welchen Bruch im germanischen Menschen muß diese fremde Anschauung bewirkt haben, ehe sie germanische Bauerntöchter so weit aus der Sicherheit ihrer gesunden, lebensfrommen Weltanschauung herausriß, daß sie den Schleier nahmen, wie uns das von den Mädchen eines ganzen Dorfes berichtet wird!

Ehre ist das gemeinsame Ideal von Frau und Mann

Von der Ehrenhaftigkeit der Frau sprechen unsere Quellen genau so wie von der des Mannes.
Wichtig ist, daß sie auch das gleiche Wort für die Frau mit Ehrbewußtsein wie für den Mann gebrauchen, also auch hier keinen Wesensunterschied zwischen Mannesehre und Frauenehre machen. Mit dem '*drengr godr*', dem 'Ehrenmenschen' (eigentlich aufrechter, ehrbewußter Kerl) des alten Nordens, werden Mann wie Weib bezeichnet.
Wir finden die Wurzeln des drengr-godr-Ideals in einer tieferen Schicht als in der Steigerung sogenannter '*männlicher Eigenschaften*'.

Vor allem aber scheint uns auch das wichtig, daß dieses Ideal der Ehrenhaftigkeit, das Im-Besitz-der-Ehre-Sein und sie stets beweisen, als Forderung für beide Geschlechter gestellt, in beiden auch seine Erfüllung findet und von beiden entwickelt worden ist.
Uns, die wir bemüht sind, aus unserem Sprachgebrauch wie aus unserem Denken solch artfremde, alle Lebenserscheinungen nach '*männlich*' oder '*weiblich*' einordnenden Etikette zu entfernen, scheint die Formulierung dieser Auslegung zumindest gefährlich.
Wir glauben, einmal Ernst machen und mit jener Auffassung aufräumen zu müssen, die alle Tapferkeit, Disziplin, Zucht und Ehre als '*männliche*' Tugenden anspricht.
Auf solch einen Gesichtswinkel hat uns allein westisches und orientalisches Denken beschränkt.
Germanische Frühgeschichte aber zeigt, daß die germanischen Bäuerinnen von demselben Mut, der gleichen Tapferkeit, Freiheitsliebe, Selbstzucht durchglüht sind wie ihre Männer, daß auch sie in jedem Augenblick bereit sind, für solche Werte das Leben einzusetzen.

Nicht nur die Frauen der Kimbern und Teutonen, Ambrorer und Tipuriner, deren furchtloser Tapferkeit im Römerkrieg, wilder Freiheitsliebe und heißem Ehrgefühl für immer und sogar von Feindeshand ein glänzendes Denkmal gesetzt ist, haben Beweise dieser ihrer '*männlichen*' Eigenschaften abgelegt, sondern auch diejenigen germanischen Bäuerinnen, deren Leben nicht so im Lichtkreis politischer Großereignisse stand; auch sie waren allein schon durch die Art des Lebens, den losen Verband der Gemeinschaft, die keinen allgemeinen Frieden kannte und die Sippe auf ihre eigene Kraft verwies, gezwungen, für die Sippe stark und tapfer zu denken und zu handeln.
Sie mußten ihre eigenen Wünsche dem Wohl der Sippe nachstellen, sich selbst in Zucht halten.
Wir wagen daher nicht, den Geist der Tapferkeit und Zucht, den Geist der Ehrhaftigkeit, als männlich oder weiblich zu bezeichnen, da wir ihn in beiden Geschlechtern gleich stark leben sehen.
Wir wagen auch nicht, unseren Vormüttern den unverdienten Schimpf anzutun, sie unweiblich zu heißen, da sie '*männliche*' Tugenden zeigten.
Wir können aber auch nicht solchen Auslegungen folgen, die den drengr-godr-Geist allein dem Manne zuschreiben wollen.
Allein schon aus der Kenntnis germanischer Weltschau, Gemeinschaftordnung, Persönlichkeitswert, die nicht an das Geschlecht gebunden ist, kann es nicht wundernehmen, wenn immer wieder neben den für die Ehre sterbenden Männern germanische Bäuerinnen hervortreten, die vom gleichen Ehrbewußtsein erfüllt sind.
Es ist selbstverständlich, daß ein Volk, das seinen Frauen etwas '*Heiliges und Ahnungsvolles*' zuspricht, ihnen nicht dasjenige aberkennen kann, das in germanischen Augen überhaupt erst zum Vollmenschen macht, die Ehre.
Wichtig dagegen scheint es uns, daß im Laufe der Entwicklung eine orientalische Weltanschauung allmählich die germanische Art der Ehre der Frau totschweigt oder ihr einen anderen Inhalt unterschiebt.
Frauenehre wird orientalischem Lebensgefühl gemäß – einzig und allein eine physisch-sexuelle Angelegenheit, und schließlich versteht man darunter nur noch die körperliche Jungfräulichkeit und Unberührtheit.
Begriffe werden hier vertauscht.

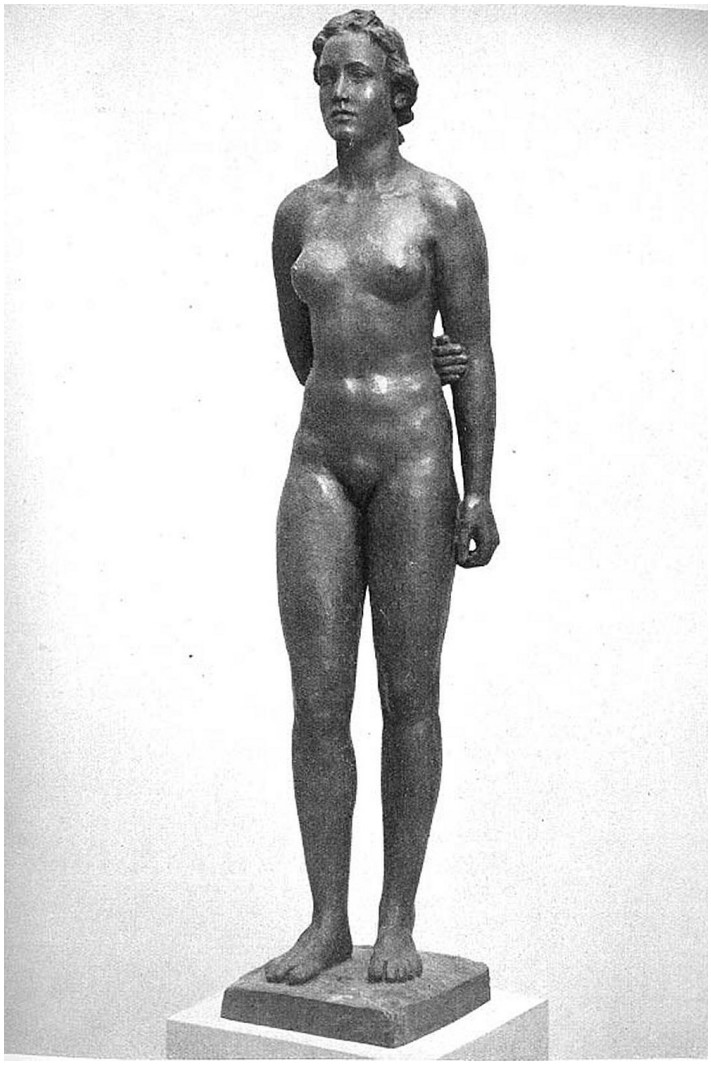


Die Ehre der germanischen Frau

Mit Recht hat man den Schwerpunkt germanischer Gesittung und germanischer Lebenshaltung im Ehrgefühl und Ehrbewußtsein erkannt.
Die Ehre ist für den Menschen der germanischen Frühzeit das Gesetz seines Lebens, von schicksalsmächtiger Bedeutung, der Maßstab mit dem er selbst seine Lebenshöhe und seinen Eigenwert mißt.
Sie ist zugleich aber – insoweit sie nämlich immer und überall auch dem Urteil der Öffentlichkeit untersteht – der Prüfstein seiner Bewährung, seiner Tüchtigkeit und seines Wertes für die Gemeinschaft.

Auch die soziale, politische Stellung hängt davon ab, wie weit das Gesetz der Ehre von dem einzelnen erfüllt wird.

Die Ehre bedeutet inneres, persönliches Selbstgefühl und Hochgefühl, Ichbewußtsein, Persönlichkeitswert und Gemeinschaftswert.
Jeder hat so viel Ehre, wie er sich selbst beimißt.
Die Ehre bedeutet aber zugleich Ansehen und soziale Stellung.
Wert des einzelnen für die Gemeinschaft.
In dieser ihrer Doppelseitigkeit, in der Bindung an das eigene Gewissen wie an das Urteil der Öffentlichkeit, gibt sich die Ehre als das allgemein anerkannte Gesetz zu erkennen, unter das germanisches Menschenleben gestellt ist, nach dem es gerichtet wird.
Das heißt aber nichts anderes, als daß der germanische Mensch sich vollständig unter eine Idee stellt, unter einen übermateriellen, geistigen Wert, den die seelische Eigenart germanischen Blutes sich gesetzt hat.



Ehre ist das höchste Gut des Menschen, ist dasjenige, was ihm erst Geltung gibt, ihn gewissermaßen erst zum Menschen macht.
Der Ehrlose zählt nicht in germanischer Gemeinschaft.
Ehre ist, mehr als das Leben, das der lebensfrohe Bauer doch so zu schätzen wußte.

'Lieber sterben mit Ehre, als leben mit Schmach'.

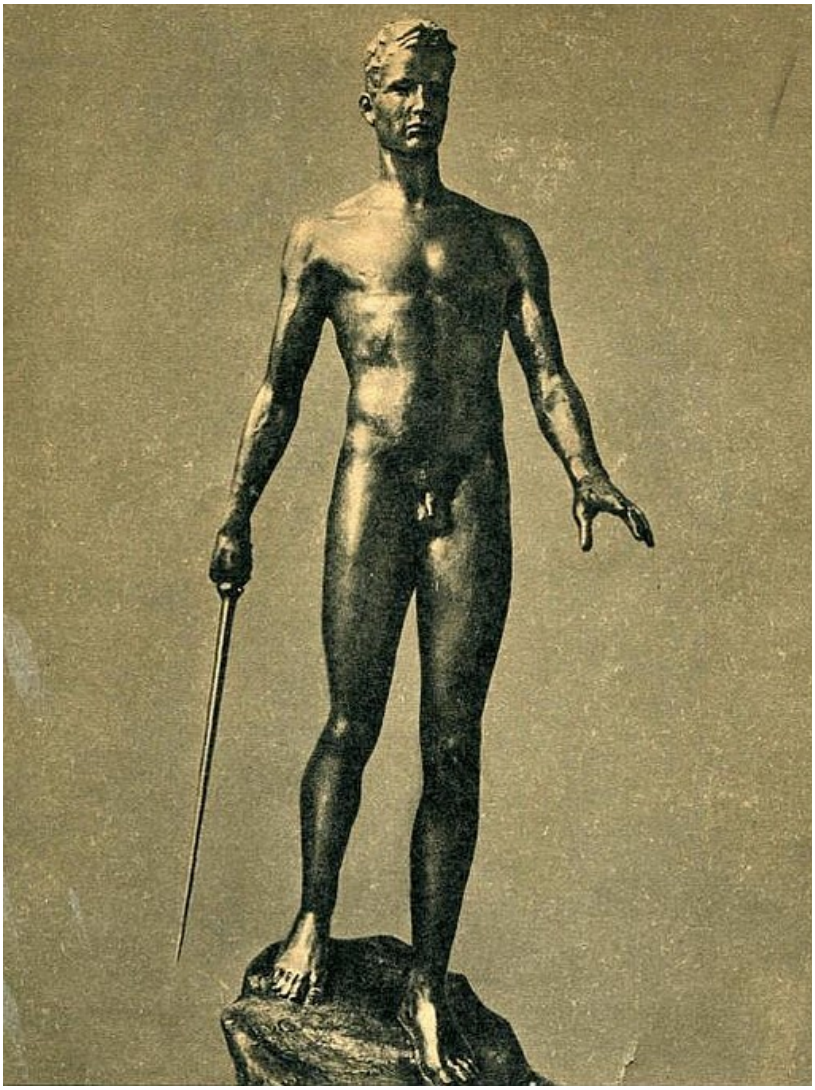
'Besser scheint es mir, dich zu verlieren, als einen ehrlosen Sohn zu haben'.

'Besitz vergeht. Gesippen sterben, einst stirbst auch du, doch eines weiß ich, was niemals vergeht: der Ruhm, den der Tote errang'.

Die gläubigen Augen unserer Kinder begleiten uns auf allen Wegen und machen uns stark in allen Gefahren

Die enge, verpflichtende und berechtigende Verbundenheit aller Blutsverwandten, die die Angelegenheiten des Einzelnen zu denen der Sippe und die der Sippe zu denen des Einzelnen macht, rückt selbstverständlich nicht in ihrem höchsten Gut und Gesetz von diesem Grundsatz ab.
Die Ehre des Einzelnen wird zu der der Sippe, wie die der Sippe auch die des Einzelnen ist.
Wird die Ehre irgendeines Sippegenossen verletzt, so ist die aller anderen auch verletzt, und alle haben die Pflicht, sie wieder reinzuwaschen.

Damit ist eigentlich schon gesagt, daß auch die Frau, die ja ebenso wie der Mann als Sippenglied und Persönlichkeit gewertet wird, an diesem höchsten Lebensgut germanischer Menschen Anteil hat.
Wir können uns jedoch nicht mit dieser allgemeinen Feststellung begnügen, die demjenigen, der in der altgermanischen Welt lebt, eine Selbstverständlichkeit, demjenigen, der sich nicht von orientalischer Weltschau frei zu machen vermag, eine Unmöglichkeit sein wird.
Uns beschäftigt die Frage, inwieweit sich die Frau für dieses germanische Lebensgesetz und den Ausgangspunkt aller Sittlichkeit eingesetzt hat, wie sie es durch ihr Leben verwirklicht, verteidigt und lebendig gehalten, wie sie Ehre gelebt hat.



Ebenbürtigkeit in der germanischen Ehe

Wir können nicht von germanischer Gesittung sprechen, ohne auf ihren Urgrund einzugehen, den Urgrund, der Voraussetzung, speisende Quelle und auch bereits sittliche Tat zugleich ist.

Alle germanische Gesittung nimmt ihren Ausgang vom Blutsbewußtsein, dem Blutsgedanken und der bejahten Blutsverpflichtung, Sittlichkeit aus Sippenpflicht könnte man die germanische Gesittung kurz

bezeichnen.

Das Wissen um das Lebensgesetz von Blut und Vererbung hatte unsere naturnahen und naturwilligen Ahnen zu einer Lebensführung gebracht, um deren Instinktsicherheit sie zu beneiden sind.

Die Erfüllung des Blutsgesetzes, das nach germanischer Auffassung Wahrung und Reinhaltung des Blutes forderte, galt dem germanischen Menschen als Gebot eines über ihm stellenden göttlichen Willens und als Gebot der Ahnen, denen er das Blutserbe als Nachfahre dankte, das er unangetastet zu hüten hatte. Solches Denken bestimmte unterschiedslos Mann und Frau, ja, es will öfter so scheinen nach unseren Quellen, als ob es in der germanischen Frau besonders stark lebendig war.

Bluts- und Zuchtgedanken, wie sie in der germanischen Frau lebten, äußerten sich vornehmlich in drei Formen: dem Blutsstolz, der Ahnenverbundenheit und Ahnenverpflichtung und der Sippenpflege. Diese drei verschiedenen Auswirkungen des Blutsgedankens hängen naturgemäß auf das engste untereinander zusammen und sind oft nicht voneinander zu trennen.

In dem Augenblick, in dem das germanische Mädchen in die Gestaltung seines Lebens und seiner persönlichen Zukunft eingreifen kann, bei der Gattenwahl und Eheschließung nämlich, wird es geleitet von Blutsstolz und Ahnenverantwortung und dem Gedanken an die zukünftigen Kinder.
Es wählt den Ehegatten daher nach seinem blutsmäßigen Wert, prüft das Geschlecht, dem er entstammt, und seine persönliche Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit.
Reichtum kann z.B. den minderen blutsmäßigen Wert niemals aufwiegen.
Es kommt des öfteren vor, daß ein zu Gut und Geld gekommener Mann aus geringerem und als minderwertiger erachtetem Geschlecht als Freier von einem blutsstolzen Mädchen und ihrer Sippe abgewiesen wird, da eine solche Blutsverbindung nicht als glücklich angesehen wird.
Das gute Blut gilt eben als höchstes Gut.

Wie stark der Bluts- und Zuchtgedanke bei der Eheschließung der Frau mitschwingt, lehrt das Beispiel der jungen Thorgerd, Egils Tochter.
Olaf Pfau, der sich durch seine Taten, seinen Charakter, seine Schönheit und seinen Reichtum einen Namen gemacht hatte und überall im Lande gerühmt wurde, wirbt um dieses Mädchen aus einem der ersten und bewährtesten Geschlechter.
Olaf Pfaus Mutter ist aber eine Kriegsgefangene, die als Magd verkauft worden war, sein Vater ist ein großer und berühmter Bauer.
Wie sich herausstellte, ist die Mutter Olafs niemand anders als die Tochter des Irenkönigs.
Olaf wird von seinem königlichen Großvater auch anerkannt, kehrt sozusagen blutsmäßig legitimiert in die Heimat zurück.
Erst jetzt unterfängt er sich, um Thorgerd zu werben, als Magdsohn wäre es sowieso von vornherein unmöglich gewesen.
Wie alle anderen hat Thorgerd natürlich auch von dem Gerücht über die königliche Abstammung von Olafs Mutter gehört. Trotzdem ist sie entrüstet, als ihr Vater Egil, bei dem Olaf um sie geworben hat, ihr Olafs Wünsche vorträgt.
Egil nimmt die Werbung, die ihm Olafs Vater vorträgt, wohl auf und erwidert ihm:

'Ich weiß auch, daß du ein Mann von bester Herkunft und hochgewachsen bist, und Olaf ist berühmt durch seine Reise. Es ist nicht zu verwundern, daß Männer wie er ihren Blick über das Naheliegende hinaus richten, denn es mangelt ihm nicht edle Abkunft und gutes Aussehen, aber doch muß ich dieses erst mit Thorgerd besprechen, denn es wäre keinem Manne möglich. Thorgerd ohne ihren Willen zu bekommen'.

Thorgerd erwidert dem Vater, der für Olaf spricht:

'Das habe ich sagen hören, daß du mich am liebsten habest von deinen Kindern, aber nun, meine ich, bewährst du das nicht, da du mich mit dem Sohne einer Magd verheiraten willst, mag er auch stattlich sein und noch so prächtig auftreten'.

Egil sagte:

'Du bist in dieser Sache nicht so gut unterrichtet wie in anderen: hast du das nicht gehört, daß er der Tochtersohn des Irenkönigs Myrkjartan ist? Er ist viel edler geboren mütterlicherseits als von der Vaterseite her, und die würde uns auch schon durchaus ebenbürtig sein'.

Thorgerd schien das nicht anerkennen zu wollen.
Nun brachten sie das Gespräch ab, und jeder blieb bei seiner Meinung.
Der Blutsstolz der Tochter scheint hier noch stärker zu sein als des Vaters Blutsbewußtsein, das doch auch die Ebenbürtigkeit als entscheidend für die Eheschließung hinstellt.
Erst als Thorgerd Olaf selbst kennenlernt und sich von seinem edlen Wesen und adeligem Äußeren überzeugt, willigt sie ein, ihn zu heiraten.

'Olaf nannte seinen Namen und den seines Vaters. Du (Thorgerd) *wirst denken, daß der Magdsohn frech geworden ist, weil er es wagt, neben dir zu sitzen und mit dir zu reden'.*

Thorgerd antwortete:

'Du wirst dir wohl bewußt sein, schon kühnere Wagnisse bestanden zu haben, als mit Frauen zu reden.' Darauf kamen sie ins Gespräch und unterhielten sich den ganzen Tag.
Nicht hörten andere, was sie miteinander redeten.
Und ehe ihr Gespräch zu Ende ging, wurden Egil und Höskuld (die beiden Väter) *herzugerufen.*
Da kam die Rede noch einmal auf Olafs Werbung.
Thorgerd schloß sich jetzt der Entscheidung ihres Vaters an.
Nun war die Sache erledigt, und die Verlobung fand gleich statt'. (Laxd.)

Ähnliche Beispiele sind immer wieder in den alten Überlieferungen anzutreffen.
Häufig lehnt ein germanisches Mädchen die Heirat mit einem Manne ab, weil er nicht aus gutem Geschlecht stammt, weil sein Blut ihr nicht so hochwertig scheint wie das ihre und weil sie sich den Vorfahren wie den Enkeln gegenüber verpflichtet fühlt, dieses kostbarste Erbe unversehrt zu erhalten.

Wenn die Königin Brynhild – uns allen aus dem deutschen Nibelungenlied bekannt – nur den tapfersten ihrer Bewerber heiraten will, der sich durch die Tat, d.h. hier den Wettkampf, beweisen muß, so sprechen auch hieraus Blutsstolz und Zuchtgedanke.

Der Wettkampf, den Brynhilde vor jede Werbung um sie stellt, ist ein Auslesekampf, der ihr den Ersten und Edelsten, den ihr Ebenbürtigen weisen soll.

dazu

Voraussetzung zum Kind

Soll aber die Behandlung wirklich erfolgreich sein, so müssen gewisse Voraussetzungen unbedingt beachtet werden:

1. Am besten ist es, wenn in einer jungen Ehe die Frau nach zweijähriger Unfruchtbarkeit den Rat des Arztes sucht. Die Frühbehandlung ist gerade im Kriege bei beschränkter Empfängnismöglichkeit von großer Bedeutung. Wenn Eheleute erst im fortgeschrittenen Alter, d.h. jenseits des 35. Lebensjahres, nach langdauerndern kinderloser Ehe kommen, zeigt sich oft, daß das Eheleben schon seelisch stark gelitten hat; die Schwierigkeiten sind dann ganz besonders groß.

2. Um eine Unfruchtbarkeit von seiten des Mannes von vornherein auszuschalten, ist in jedem Fall die Untersuchung des männlichen Samens erforderlich. Diese kann in jedem Lazarett vorgenommen werden.

3. Wenn irgend möglich, ist nach Vereinbarung mit dem Kompaniechef der Urlaub so zu regeln, daß er gerade in die für eine Befruchtung günstige Zeit fällt (vom zehnten Tag nach dem ersten Tag der letzten Monatsblutung bis zur nächsten Regel).

4. In der Zwischenzeit, also auch schon vor dem Urlaub des Mannes, muß die Frau ihren Hausarzt oder gleich die Beratungsstelle aufsuchen, damit alle Vorbereitungen schon getroffen werden können, Es hat keinen Sinn, erst dann zu kommen, wenn der Urlaub schon abgelaufen und ohne den gewünschten Erfolg geblieben ist.

Es ist schon deshalb wesentlich, vorher zu erscheinen, weil am Anfang jeder Behandlung eine Röntgenuntersuchung steht, die erfahrungsgemäß ihrerseits oft schon einen überraschenden Erfolg bringt, wenn die Ehegatten bald nachher zusammen sind.

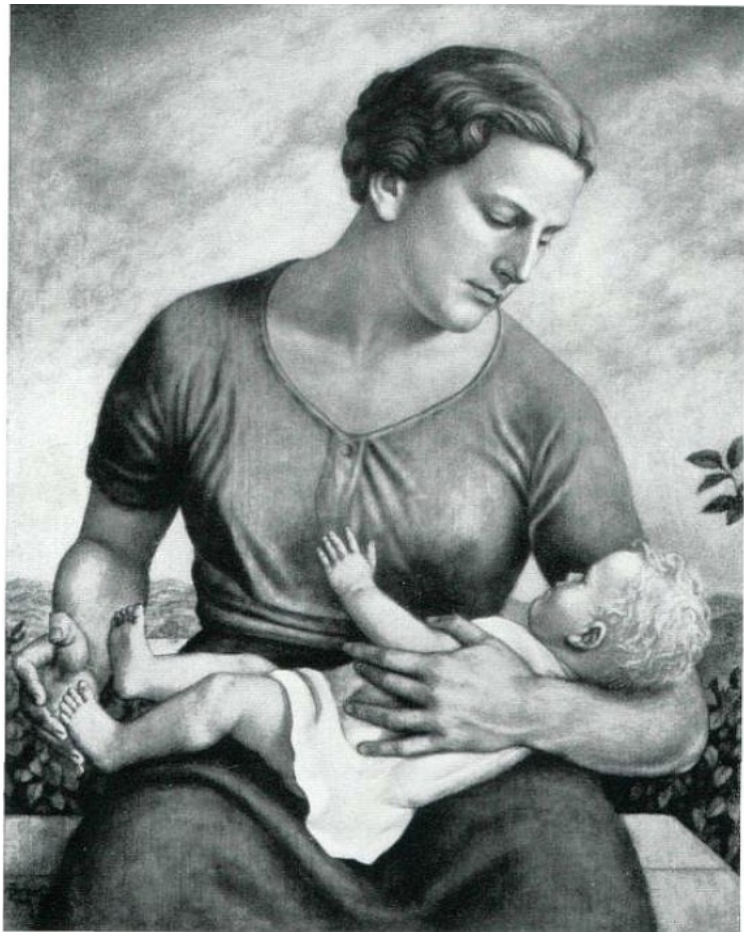
5. Schließlich muß die Frau sich darüber im klaren sein, daß die Behandlung unter Umständen lange dauert, und dann große Geduld erfordert. Die Beratungsstelle wird alles tun, um die Verbindung im Briefwechsel aufrechtzuerhalten. Das Geheimnis zum Erfolg liegt nämlich in jedem Fall in der Planmäßigkeit der Behandlung.

Da nun tatsächlich jede unfruchtbare Frau zunächst die Aussicht hat, bei genügend langer und in Geduld ausharrender Behandlung ihren Wunsch erfüllt zu sehen, entbehrt es jeder moralischen Grundlage, wenn man sich unter dem Vorwand der Kinderlosigkeit ohne weiteres von seiner Frau trennt, bevor nicht alle Möglichkeiten der Hilfe ärztlicher Kunst erschöpft sind.

Ernsthaftigkeit, Freiwilligkeit und der heiße Wunsch, sein Eheglück in einer gesunden, reichen Kinderzahl erfüllt zu sehen – eine innere Einstellung, der kein Opfer zuviel wird –, trägt entscheidend bei zum Erfolg der ärztlichen Heilmaßnahmen.

Oberarzt d. R. Dr. Hans Sievers,
Assistent der Universitäts-Frauenklinik, Greifswald

http://kunstmuseum-hamburg.de/ebenbuertigkeit-in-der-germanischen-ehe/



Josefa Berens-Totenohl – Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums

Wenn man als Frau dieses Thema gestellt bekommt, so hat man das Gefühl, es sei unnötig, darüber zu sprechen; es sei so unnötig, als wenn man vom Wasser reden wolle, daß es fließe, und vom Licht, daß es leuchte. So selbstverständlich sieht man sich als Frau inmitten dieser Aufgabe.
Ja, man könnte sagen, das Maß der Treue zum Volkstum sei das Wertmaß für die Frau schlechthin.
Unter Volkstum verstehen wir das aus einer gemeinsamen Wurzel entstandene Leben in der Gesamtheit seiner Äußerungen.
Wir können auch sagen: Volkstum ist die Selbstdarstellung eines Volkes, die Darstellung und Offenbarung seiner gemeinsamen Freuden und Leiden, seiner Hoffnungen und Ängste, seiner Trieb- und Willenskräfte, kurz die gemeinsame Gebärde seines Lebens.
Wenn wir von Volk und Volkstum sprechen, so müssen wir dort beginnen, wo sein Ursprung ist.

Unendlich in Zeit und Raum wirken die Lebensgesetze eines Volkes, bestimmt und geformt durch das gleiche Blut.
Sie wirken von Generation zu Generation, so daß es scheinen könnte, daß diese Formen der völkischen Lebensäußerungen starr seien, und daß die jeweiligen Geschlechter eben nur als ihre Träger aufzutreten hüten.
Gewiß gibt es nichts Festeres als diese lebendigen Gesetze – mögen sie ewig ungeschrieben sein! – Gewiß gibt es nichts Bestimmteres als diese Formen, in denen ein Volk sich erlebt.

Man braucht nur den heiligen Ernst zu sehen, mit dem die Kinder schon in den ersten Lebensjahren die auf sie Überkommenen Bräuche und Handlungen aufnehmen und vollziehen.
Da ist nichts Gekünsteltes, sondern Gewachsenes.
Darum gerade darf man hier bei allem Stetigen dennoch nicht von Starrheit sprechen, denn die Sitten und Forderungen, die sich an bestimmte Tage und ihre Feiern knüpfen, sind durchblutet von dem lebendigen Strom, der aus Urtiefen aufsteigt, alt, uralt, und der doch ewig neu ist, ewig jung.
Das gilt nicht nur von den Festen und Feiern der Kinder, sondern von all jenen Volksschichten, die wie die Kinder elementar sind: von den Bauern und Arbeitern.
Zu ihnen kommt die Frau, die ebenfalls vom Instinkt her den Urtrieb ihres Lebens und Handelns empfängt.
Den Anfang bestimmter Bräuche und Sitten weiß keiner.
Er ruht im Sippenbeginn, und damit in einer Nebelferne, die von keiner Geschichte erhellt wird, denn soweit Geschichte reicht, sind bestimmte Formen schon da, und diese Formen haben ihre Gültigkeit schon in der Gemeinschaft.

Wir können aber nicht von der Gemeinschaft und vom Volke reden ohne seine Mütter.
Von dem Weltbezwinger Alexander ist uns überliefert, daß er einst in einer Straße einer schwangeren Frau begegnete und daß er ihr auswich, damit sie frei ihren Weg habe.
So stark und ins Allgemeine wirkend war dieser Vorgang, daß er aufbewahrt wurde neben seinen großen Taten und seinem gewaltigen Kriegsruhm.

Goethe spricht von jenem Ort, an dem die Mütter wohnen.
Er läßt den suchenden Faust, der den letzten und tiefsten Rätseln nachsinnt, zu den Müttern gehen, dorthin, ins Unbetretene, nicht zu Betretende'.
In Einsamkeiten, wo man den Schritt nicht hört, den man tut, dort läßt er die Mütter wohnen. Wo die Göttinnen ihren Thron haben, dort wähnt er sie.

Unsere Vorfahren, die Germanen, schufen in ihrer hohen Ehrfurcht vor der Frau, der Mutter der Sippe, die Nornen, jene Gestalten der mythischen Frauen, in deren Händen die Schicksale ruhten, in deren Wissen die Zukunft war.
Und selbst den höchsten Gott, den Rätsellöser Odin, hießen sie zur Norne gehen, damit er die Zukunft der Welt, der Götter und Menschen erfrage.

Diese hohe Ehrfurcht vor dem Wesen der Frau und Mutter wurde gebrochen durch mittelländische und orientalische Einflüsse, die bei uns Fuß faßten, und die in der Frau nicht mehr jenes Wesen sahen wie die Germanen, jenes Wesen, das mehr als irgendein anderes im Dienst des Schöpfers steht, sondern ein nur dem Manne verpflichtetes Eigentum.
Der Dienst der Frau, der für uns höchster Dienst am Leben ist, wurde mit der Sünde in Verbindung gebracht.
Das Leiden der Mutter um das Kind, das für uns das Ergreifendste ist, das es gibt, das wir erkennen und deuten als tiefste Weisheit des Schöpfers, als Mittel, durch das er die Mutter erst ganz liebesbereit und opferbereit macht bis ans Ende – denn ganz liebt man nur, wenn man um das Geliebte litt – dieses Leiden der Mutter wurde als Strafe für eine Sünde, als Folge für die Ursünde gedeutet.

Damit nahm man dem Schmerz der Mutter seine heilige Bestimmung, man nahm ihm seine Weihe, und der Dienst der Mutter am Leben sank in die Sphäre der Unreinheit, die Mutter selber sank.
Das Kind, das sie zur Welt brachte, war von der Sünde gezeichnet.

Niemals wäre diese Anschauung im germanischen Weltbilde entstanden.
Hier war die Frau gleichwertig, wenn auch andersartig, neben dem Mann.
Er war der Herr, sie war die Herrin des Hauses.
Und das Kind mit der Sünde in Verbindung zu bringen wäre unmöglich gewesen.
Verehrungswürdig war die Frau und Mutter dem Mann – vorausgesetzt, daß sie es in sich war.
Daß sie dem Mann im Hause diente, daß sie den Kindern diente, hat sie in den Augen des germanischen Mannes nie erniedrigt.
Diente er seiner Hausfrau etwa nicht, und diente er den Kindern nicht, indem er die Waffe für sie führte und ihnen Brot schuf?
Die Ehre der Frau aber war seine Ehre.

Es ist die Anschauung, die man heute noch auf guten Bauernhöfen findet, auf denen sich das germanische Lebensgefühl ungebrochen erhalten hat, trotz südlicher und orientalischer Einflüsse. Wenn man auf solch einem Hofe hört, wie Knecht und Magd einfach von '*der Frau*' reden, so klingt der alte hohe Glaube an die Herrin noch in dem Wort nach bis in unsern Tag.
Und wie sollte der Bauer leben und sein Werk tun können, wenn er nicht die Ehrfurcht vor dem Göttlichen empfände und in sich trüge, und wo sollte sich ihm das Göttliche mehr nähern als in dem, was sich durch seine Frau, die Mutter seiner Kinder, vollzieht, in der Schöpfung des Lebens.
Das ist die Erfüllung des göttlichen Willens unmittelbar, des Willens zum ewigen Leben aus der Zeit in die Unendlichkeit hinein.
Das ist der Dienst aller Mütter in allen Völkern und zu allen Zeiten.
Herrlich ist er, groß und erhaben.
Kein anderer Dienst steht so auf der Schwelle zwischen Zeit und Ewigkeit, kein anderer darf so vermitteln zwischen Zeit und Ewigkeit.

Wenn aber der Dichter den Ort, an dem die Mütter wohnen, das Nichtzubetretende nennt, so mag wohl jeder Mensch, der sich ihm naht, erschauern und in Ehrfurcht stille werden.
Beugen mag er sich vor dem Geheimnis, das der Schöpfer in seiner Weisheit als schützende Hülle um jede neue Schöpfung legte.
Selbst die Mütter wissen nur dunkel um das Wunder, das an ihnen geschieht.
Aber sie dürfen ihm dienen mit dem ganzen Dienmut, den wir heute Demut nennen.
Nur so haben sie teil an der Schöpfung.

Wie aber sollen wir das Ewige fassen, zu dem uns die Mütter Brücke sind?
Da wächst nun der Dichtung ihre Aufgabe zu. Kein Motiv ist öfters und mit mehr Hingabe vom Dichter und Künstler aufgegriffen und gestaltet worden als eben dasjenige der Mutter mit dem Kinde.
Hier spricht sich die unserm Volke innewohnende Ehrfurcht vor dem Muttertum aus.
Man mag sagen, daß der Madonnenkult der christlichen Kirche die Ursache und die Veranlassung dieser Darstellung sei.

Es dürfte keinen unter uns geben, der die Großartigkeit und die Fruchtbarkeit dieses Kultes für das Leben leugnen wollte.
Vergessen wir aber nicht, daß der Madonnenkult eine rein abendländische Sache ist und nicht aus dem Orient zu uns kam. Im Gegenteil, man könnte annehmen, daß sich der abendländische Mensch diesen Kult schuf, um die Ehre der Frau, die auf eine tiefere Ebene niedersank, nämlich auf die Ebene der jüdischen Frau, die alle Geburt mit der Unreinheit und Sünde in Verbindung bringt, wieder emporzuheben.
Nun hat das Christentum das Dogma der Erbsünde festgehalten.
Alle Frauen von der Sünde zu lösen und alle Geburt von ihr zu befreiten, hat man nicht vermocht.
Also befreite man die eine Frau, Maria, von der sündhaften Empfängnis und häufte auf diese eine alle Verehrung, die nun einmal tief im germanischen und abendländischen Menschen vorhanden ist.
Diese eine Frau erhob man in die nächste Nähe Gottes.

Nun ist es zu sehen, daß der germanische Mensch aus seiner Art heraus die Verehrung der Madonna immer wieder auszuweiten und auszudeuten versuchte auf die Frau und Mutter überhaupt.
Gerade unsere deutschesten Meister, wie Albrecht Dürer, Schongauer, Riemenschneider, Rembrandt, und mit ihm viele Niederländer sind diesen gegangen, und es war das Wesensgefühl des eigenen Lebens, das sie auf diesen Weg wies.
So schuf Dürer seine deutsche Mutter im Marienleben oder im Heckenwinkel.
Es ist die Mutter unseres Volkes.
Es könnte die Mutter eines jeden deutschen Menschen sein, und man denkt sicher nicht falsch, wenn man annimmt, daß die Künstler der eigenen Mutter oder der Mutter ihrer Kinder im Werk gedachten.

Nun steht die Frau aber niemals handelnd im Mittelpunkt dieser Verehrung, sondern sie läßt sie an sich geschehen, wie sie alles an sich geschehen läßt.
Eine tiefe Unbewußtheit ist um alle Mutterschaft gelegt.
Damit hat diese den größten Schutz bekommen, der ihr gegeben werden konnte, denn nur in der Unbewußtheit kann jene elementare Kraft wirken, die das Leben braucht, um zu bestehen.
Allzubewußte Zeiten sind lebensfeindlich.
Sie zerstören sich selber, vernichten sich sehenden Auges.
Hierher gehört auch das große Spiel der Geschlechter, das ja Vorspiel zu dem größeren anderen ist. Was wäre das erste ohne die Krönung durch das zweite?
Wo wäre sein Sinn?
Die Ganzheit des Liebeserlebnisses, welche die jungen Menschen erfüllt, löst sich hernach bei der Frau nicht auf.
Sie wandelt sich nur dem neuen Wesen zu, das sie ins Leben trägt, aber sie bleibt elementar, vom Gefühl her bestimmt, nicht vom Verstande.
Würde das Leben vom Verstande abhängig, es würde untergehen.
Der Verstand ist nicht lebenschaffend, sondern lebenordnend.
Der Verstand trennt, teilt, unterscheidet, gliedert, zergliedert.

Diese Gebundenheit der Frau muß man bedenken, wenn man ihr selber und ihrem Tun gerecht werden will.

Da der eigentliche Dienst, den die Frau zu leisten hat, sie völlig bindet, kann ihr nicht viel Kraft bleiben für anderes, und so wird draußen nur wenig von ihrem Leben sichtbar.
Ich bin in diesen Jahren oft gefragt worden: warum haben wir Frauen heute kein Vorbild, das uns so sichtbar unser Ideal vorlebt, wie es die Männer im Führer haben?
Darauf gibt es nur eine Antwort: Die Frau kann ihr eigentliches Leben niemals sichtbar vor allen andern Augen leben, niemals kann sie ihr Leben und Erleben der Öffentlichkeit preisgeben, so wie es der Mann in seinem Werk täglich tut.
Das Leben der Frau, ihr tiefstes Leben, ihr Schöpferdienst – so muß man es im unmittelbaren Sinne nennen – deckt ewig der Schleier.
Was an die Außenwelt dringt, ist der Teil ihres Tuns und Lebens, der die Öffentlichkeit verträgt, und der Teil hat irgend etwas mit der Art des Mannes zu tun, auch wenn er im Bereich fraulicher Pflichten liegt.

Diejenigen aus ihren Reihen aber, denen es gegeben ist, in Dichtung und Kunst das Leben zu deuten, sie werden Bilder und Sinnbilder aufstellen von der Frau.
Sie werden in der Dichtung das aufzeigen, was in der Wirklichkeit sich hinter verschlossenen Türen vollzieht, sie werden in der Dichtung das Leben der Frau und Mutter verklären und ihr selber erst in seiner ganzen Hoheit zeigen.
An den so geschaffenen Gestalten kann nun die Mutter ihr Maß nehmen und sich selber überprüfen, ob sie recht diente.

Hier muß ich einige Worte über die schöpferische Frau sagen, die Frau, die berufen ist, das Unsagbare auszusagen.
Wir wollen unseren Blick einmal zurückwenden auf eine jüngst vergangene und vergleichen in dieser Zeit das dichterische Schaffen des Mannes mit dem unserer Frauen.

Es war die Zeit der Fäulnis und der Verderbtheit unseres Kulturlebens durch fremdrassige Kunst und Literatur.
Es war eine Zeit der Verfälschung aller Werte, eine Zeit, in der das Heldentum des Mannes als Dummheit bezeichnet wurde, und in der die Mutter verlacht wurde, die noch die Beschwernis vieler Kinder auf sich nahm.
Es war die Zeit, in der die Dirne als Romanheldin mehr wert war als die Frau, die Mutter, es war die Zeit, in der die Frau einzig ihren Wert hatte, solange sie den Mann als Geschlechtspartner reizen konnte.
War das vorüber, dann galt ihr Dasein schon mehr eine lächerliche Angelegenheit.
Wer sprach damals von der Mutter?
Wer von der Bäuerin?
Dem Bauern?
Wer sprach von der ganzen elementaren Volksschicht?
O ja, man sprach schon davon, aber man machte den Arbeiter zum Proleten, den Bauern zum Tölpel.

Auch in dieser Zeit sind Bücher entstanden von einer Reinheit und Wahrhaftigkeit des Lebens, erfüllt von Ehrfurcht.
Es waren Männer da, welche die Würde des deutschen Wesens hochhielten.
Das aber dürfen wir Frauen uns zur Ehre anrechnen, daß unsere Dichterinnen nicht teilhatten an der Verseuchung.
Eine Agnes Miegel, eine Lulu v. Strauß und Torney, eine Ina Seidel u.a. haben in den Jahren ihre Hauptwerke geschaffen, und diese Werke stehen so wesenhaft im lebendigen Acker des Volkes, als hätte es nie eine Zeit der Seuche gegeben.

Warum war das möglich?
Die Antwort ist oben schon gegeben.

Weil die Frau elementar ist, weil sie berufen ist, Leben zu geben, und ihr Ziel ist das gesunde Leben, weil sie naturnotwendig nicht Zerklüftung des Lebens, sondern seine Gebundenheit wollen muß, darum mußte sie zu aller Zeit auf der ihr angewiesenen Ebene bleiben und ihr Werk tun.
In der Gebundenheit ihres Wesens ans Leben selber liegt auch das Gesetz ihres Schaffens, liegt die feste unwandelbare Richtung ihres Strebens.
Die Droste könnte heute ihre Gedichte schreiben, sie brauchte sie nicht zu ändern, sie würden heute wie damals ihren Glanz haben.
Ja, es scheint, als steige erst heute ihr Stern zu voller Höhe auf.
Auch die Karschin würde heute wie ehedem Heldentum und Natur besingen, sie würde ihre Harfe nicht neu zu stimmen brauchen.
In dieser Lebensgebundenheit auch liegt es, daß sich die Frau so gut wie gar nicht an den jeweils hervorbrechenden Modeströmungen in der Kunst beteiligt hat, und daß ihr die vielen heute überwundenen Ismen völlig gleichgültig geblieben sind.
Sie konnte und kann sich nicht dahin wandeln, ist sie doch dem ewiggleichen ruhigen Strom anheimgegeben, der aus dem Geheimnis der Gottheit kommt und wieder in ihr mündet.

Soviel von der schöpferischen Arbeit und dem schöpferischen Leben der Frau, die in der Dichtung und Kunst an der Seite des Mannes ihr Werk tut. Hier kann es sich immer nur um Einzelberufungen handeln.

Es gibt aber noch eine andere schöpferische Tätigkeit, sie ist namenlos und wird ausgeübt in der Stille des Hauses.
Ich meine die schönste Pflicht und die beglückendste Arbeit, von der Mutter ausgeübt, die das Kind sprechen lehrt.
In langer stiller Geduld wird die kleine Menschenseele aus der Dumpfheit, aus dem Schlummer aufgeweckt.
Das erste kleine Licht des Geistes wird angezündet.
Es gibt keinen schöneren Augenblick zu erleben als den, in welchem nach langen Wiederholungen die gelallten Laute plötzlich einen Sinn verraten.
Das Tor der Seele ist aufgesprungen.
Nur ein kleiner Spalt ist es, aus dem es leuchtet, aber der Spalt wächst von Tag zu Tag.
Ein weiter Weg ist es, bis aus dem Stammeln das Wort geboren wird, aber es ist wahrhaftig Schöpfung.
Und sie geht auch als Schöpfung vor sich.
Es ist oft, als sei mit der Geburt des Kindes die Gabe einer neuen Sprache über die junge Mutter gekommen, denn wie anders könnte sie den Reichtum der liebenden, tosenden, tröstenden, aufmunternden Worte und Lieder gefunden haben, Worte und Lieder, die keine Feder aufzeichnet, und die doch immer neu entstehen?
Es ist nicht abzuschätzen, was an Bildern, Sprachbildern, Geschichten wechselseitig durch Mutter und Kind geschaffen wird, wenn sie ihre Zwiegespräche führen.

Wir dürfen es daher als recht ansehen, wenn das Volk seine Sprache der Mutter zueignet, wenn es sie Muttersprache nennt.
Darin liegt eine hohe Ehre für die Frau und ein Dank des ganzen Volkes an sie.
Man kann damit den Dank vergleichen, den das Volk dem Manne zuerkennt, wenn es seine Erde, sein Land Vaterland nennt, denn für den Lebensraum hat der Mann einzustehen mit seinem Leben.
Die Sprache aber schenkt die Mutter dem Volke.

Hier verwischen sich nun die Grenzen zwischen der schöpferischen und der erhaltenden Tätigkeit der Frau im Volke, so wie sie überhaupt an keinem Punkte scharf getrennt sind.
Wenn die Frau berufen ist, Leben zu schenken, so schließt das in sich, daß sie es zu erhalten bestrebt sein muß, anders würde alle Geburt ihren Sinn verlieren.
So ist es natürlich, daß die Frau dem Manne die Kriegswaffe überläßt, daß sie, statt zu töten, das Amt der Wundpflege auf sich nimmt.
Das schließt keineswegs aus, daß die Frau und Mutter, die Notwendigkeit des Opfertodes begreifend, den Mann von sich ziehen läßt, daß sie den Sohn hingibt, und daß sie alles Leid auf sich nimmt, das Leid, das in seiner langen Dauer oft schwerer ist als die kurze Not des Sterbens.

Unter Leben verstehen wir nicht nur das Dasein als solches.
Hinzu treten alle Funktionen desselben, die Gesamtheit des Kräftespiels.
Auch da strebt die Frau naturnotwendig ins einmal Erreichte, sie wünscht es dauernd.
Dem Mann ist es auferlegt, ins Unbekannte vorzustoßen, neue Erkenntnisse einzuholen, neue Formen und Bedingungen zu erkämpfen, um das Bestehende, das Schongewordene zu verbessern.
Was er in seinem Streben erreichte, nimmt die Frau in ihre Hand und macht es einfach.

Sie setzt es um in Lebensgut, mit dem sie Kind und Haus führt.
Man merkt bald an dem jungen Menschen, der aus dem Hause ins Draußen den Schritt wagt, ob die Mutter jene Forderung zu erfüllen vermocht hat.
Man merkt, ob der Junge oder das Mädel eine erstgeprägte Form aus dem Hause mitbringt.
Man merkt die '*Kinderstube*', so sagt man und erkennt dahinter das erzieherische Wirken der Mutter.
Was sie an dem Kinde geformt hat, ist unzerstörbar, und alle spätere Formung wird von dieser ersten irgendwie durchstrahlt oder verdunkelt.

Mit welchen Mitteln vermag die Frau ihre Aufgabe zu erfüllen?
Hier müssen wir unterscheiden zwischen der Frau auf dem Lande und der Stadtfrau.
Für die erstere stehen zur Verfügung: Haus und Hof, Garten, Feld und Wald, Nachbarschaft mit all dem, was diese in sich beschließen.
Es ist nicht schwer, mit Hilfe oder an Hand dieser Dinge Überkommenes zu pflegen und zu erhalten, denn das Wesen dieser Welt im einzelnen wie im allgemeinen strebt nach Bestand.
Jedes von ihnen führt ein Eigenleben und steht in Wechselbeziehung zur Familie.
Der Bauer mit allem, was er ist und hat, steht inmitten dieser Welt.
Er hat ihr Lebensgesetz und ist lebensnah, erdnah wie sie.
Seine Arbeit ist unveränderlich und seine Aufgabe ist ewig.
Die Form der Arbeit mag sich ändern, je nach dem Fortschritt der Technik; das Wesen bleibt.
So kommt es, daß die Spanne zwischen dem Bauern und der Bäuerin viel geringer ist als z.B. die zwischen einem Arbeiter in der Stadt und dessen Frau.
Bauer und Bäuerin wirken an einem Werk, nicht so der Arbeiter und die Frau.

Daß nun das Land und seine Menschen allen Neuerungen abhold sind, hat man vielleicht als Beschränktheit ausgelegt, oft auch als Eigensinn.
Beides ist falsch.
Alles Gewachsene will Dauer, will sie mit allen Mitteln.
Das ist zu sehen auf dem Lande in allen Bereichen des Lebens, mag man an Wohnung, an Kleidung, an die Geräte und Dinge des Tages denken, an die Arbeitsweise, an die Art, Feste zu feiern, Feste in der Familie oder in der Gemeinschaft des Dorfes.
Vor allem geschieht es in der Sprache, der Mundart, die der Bauer pflegt – und die er noch viel mehr pflegen möge.
Ist sie doch ein Brunnen von Bildhaftigkeit und Wahrheit, voll herber Schönheit.
Heute sind wir glücklich wieder dort angelangt, wo wir einen Sinn haben für Schönheit und den Wert des wahrhaftigen ehrlichen Lebens.
Heute finden wir die Übertünchtheit wieder häßlich, und wir finden es häßlich, wenn der Bauer städtische Art auf seinen Hof und in sein Leben hineinzieht und sein Eigenstes verleugnet.
Heute wissen wir, daß das Land der große Gesundbrunnen für das Leben ist, der Gesundbrunnen des Volkes, an dessen frischen Wassern sich alle laben, wenn sie in der Stadt müde geworden sind.

Auf solch fester, sicherer Ebene steht die Frau der Stadt nicht.
Darum ist ihre Aufgabe, von der wir hier sprechen, schwerer zu lösen, und sie wird sie auch nur in geringerem Maße überhaupt lösen können.

Die Stadt ist dem Wechsel zugänglicher.
Der Grund liegt in der übermächtigen Gewalt, mit der die Stadt von außen her sich des Menschen bemächtigt, in der Gewalt, mit der sie ständig das Eigenleben, das Innenleben ihrer Menschen angreift und aufsaugt.

Ich fuhr vor einiger Zeit mit der Bahn von Altenhundem nach Hagen-Essen.
Auf einer kleiner Sauerlandstation stiegen etwa dreißig Mütter ein, die zur Erholung vier Wochen auf dem Lande gewesen waren.
Die Mütter waren fröhlich, sie erzählten, wie gut sie es gehabt hatten, und nun freuten sie sich auf die Heimkehr und auf ihre Familie.
Es dauerte nicht lange, da stimmte eine Frau ein Lied an.
Es war ein Volkslied.
Bald war allgemeiner froher Gesang da.
Ich dachte: wann hörte man früher Mütter singen?
Wann überhaupt sah man früher Mütter?
Diese Bahnfahrt konnte wirklich Freude machen.
Dann kam Hohenlimburg.
Kaum waren wir durchgefahren, da plötzlich kam der erste Schlager auf.
Dieselbe Frau, die das erste Volkslied angestimmt hatte, sang: '*Du kannst nicht treu sein*.'
Die andern fielen ein.
Vorher, in den grünen Bergen, war kein Schlager aufgekommen. - Wie war das möglich?
In Hohenlimburg ist die Nähe Hagens spürbar.
Die große Stadt ist zu merken.
Das Industriegebiet.
Es nahm seine Menschen auf.
Unwillkürlich folgten die Frauen jenem Gesetz, ohne es zu ahnen.

Es wäre nun blind, wollte man das Land als die alleinige Stätte des Lebens ansehen, und wollte man die großen Zusammenwürfe der Menschen in den Städten verneinen.
Mächtige Völker schaffen weite Kreisläufe ihrer Kräfte, und so entstehen Brennpunkte des Lebens, in denen es sich zusammenballt zu größten Leistungen und größten Untergängen zugleich.
Glanz und Vergängnis sind die beiden Pole der großen Stadt.
Alle geistigen Spannungen drängen sich zu dieser Mitte hin, entladen sich, sprühen dort auf im Angesicht der Menschheit, türmen sich dort zum Gipfel, weithin sichtbar, und sie werfen ihr Licht zurück auf das Land ihrer Herkunft, dorthin, wo ihr Anbeginn liegt.
Denn anders kann man das Land nicht sehen als Anbeginn, als den mütterlichen Schoß des Lebens, kraftspendend, kraftbewahrend in seiner Gebundenheit.

Anders kann man die Stadt nicht sehen, als letzte und höchste Darbietung und Entwicklung dieser Kraft, als männliche Auswirkung und Steigerung der Kraft bis zur Erfüllung ihres innersten Gesetzes.

Hier müssen wir nun noch nach der Frau fragen, nach der Frau in der Stadt und ihrer Pflicht am Volkstum.
Heimat im ländlichen Sinne gibt es in der Stadt kaum.

Der Hundertsatz der Menschen, die ihre ganze Kindheit und Jugend in ein und derselben Stadt zugebracht haben, oder die gar ihr ganzes Leben darin bleiben können, ist klein.
Wieviel Wohnungen schon kann der einzelne Mensch nennen, die er innehatte, bis er erwachsen war! Und verläßt er eine Wohnung, so zieht ein anderer ein, und der andere verändert sie nach seiner Weise. Sogleich ist alles ausgelöscht, was einer irgendwie liebgehabt hat.
Heimatlosigkeit ist das Schicksal des Menschen der Stadt, Wechsel von Ort zu Ort.

Dennoch kann sich keiner der Frage nach der Heimat entziehen.
Jeder Mensch sucht einen Ruhepunkt, von dem er ausgehen kann, wenn er seinen Weg überblicken will. Der Mensch vom Lande hat eine ganze kleine Welt, die ihre bestimmte Form und ihr unverrückbares Leben durch lange Zeiten und Geschlechterreihen hat.
So wird man immer, wenn man ihn nach der Heimat fragt, die Schilderung dieser Welt und seine kleinen Erlebnisse in dieser Welt gesagt bekommen.
– Fragen wir den Menschen der Stadt nach der Heimat, so beginnt er mit seiner Mutter.

Er beginnt nicht einmal mit der Wohnung, so gering ist das Örtliche, ist die Welt der Stadt als Heimat. Erst später, wenn der junge Mensch selber Stellung zu der Welt der Stadt nimmt, dann bildet sich auch der Ort zur Vorstellung Heimat aus.
Was vorher ist, das füllt die Mutter ganz aus.
Dazu kommt der Vater, wie er von der Arbeit, von der Schicht, von der Geschäftsreise usw. auf Stunden in die Familie heimkehrt.
Der Ruhepunkt aber ist die Mutter.

Wehe aber, wenn die Mutter in der Stadt dieser Aufgabe nicht mächtig ist!
Wenn sie zu gering ist, wenn ihr Innenleben zu schwach ist für diese Aufgabe, Heimat zu sein!
Da ihr keine äußeren Mittel der Bewahrung zur Verfügung stehen wie der Frau auf dem Lande, so muß sie alles in sich selber finden.
Das ist ein Kampf, in dem es Siege, aber keinen Sieg gibt, denn ohne Aufhören brandet das Meer der Wandlungen und Verwandlungen von außen an die Frau heran, und man kann nur fragen: wieweit vermagst du dein eigen Wesen zu retten in dieser ewigen Brandung?
– Hier mag wieder ein Beispiel stehen!

Ich erhielt einen Brief aus der Großstadt, geschrieben von einem Mädel oder einer Frau, der mir zeigte, daß die Schreiberin meine Bücher sehr ernst und gut gelesen hatte.
Sie hatte die Gestalten der Bücher durchaus richtig gesehen, ihre Handlungen verstanden bis auf eine: daß die Wolfstochter wieder heimkehrte unter das Dach ihres väterlichen Hauses, um noch mit dem Vater dort zu leben.
Sie schrieb:

> *'Das halte ich für Schwäche. Magdalene mußte sich entweder selber töten oder auf die Landstraße gehen'.*

So konnte nur ein Mensch aus der Stadt schreiben, der nichts mehr vom Bauerntum und der Gebundenheit an Hof und Heimat weiß.
Magdalene ist eine Bäuerin.
Eine Bäuerin aber verläßt den Ort ihrer Pflicht niemals.
Sie steht an ihrem Platze bis sie zusammenbricht.
Sie weicht der Pflicht nicht aus, auch dann nicht, wenn ihre Erfüllung schwer ist, wenn sie schwerer ist als der Tod.
Und was für einen Sinn hätte dann ihre Liebe gehabt und die Hoffnung auf das Kind?
– Man darf annehmen, daß jene Schreiberin ganz mit den Augen der Stadt, vielleicht des Films, sah, für den ein solches Ende wirkungsvoller gewesen wäre.

– An diesem Beispiel werden die beiden Welten sichtbar, die unser Volk in seiner Gesamtheit umfassen.
Wie groß aber die Aufgabe der Frau in jeder dieser Welten ist, das darzutun war mein Bemühen.

Ich möchte Ihnen zum Schluß noch einmal jenes Bild der Frau vor die Seele rufen, das unsere germanischen Vorfahren in ihrer hohen Ehrfurcht von der Frau schufen, das Bild der Norne.

Völker schaffen ihre Zeichen und Symbole immer aus einer tiefen Wahrheit heraus, und diese Zeichen sind Bekenntnis und Verpflichtung zugleich, Verpflichtung für uns alle, die wir unmittelbar im Dienst am Leben stehen.
Seien wir der erhabenen Deutung würdig, die unsere Vorfahren ihren Frauen in dem Bild der Norne gaben!

- Josefa Berens-Totenohl (1891 - 1969) deutsche Schriftstellerin und Malerin.

Gau Köln-Aachen
Schütze Mutter und Kind,
das kostbarste Gut deines Volkes!